Ein Pistolenschuß.

Kriminal-Roman von **Heinrich Lee.**

(1. Fortsetzung.)

Herr Hollfeld war ein Mann von langer, hagerer, aber dabei nerviger Gestalt. In seiner schwarzen, ganz schmucklosen Kleidung, mit dem niedrigen, fast altmodischen Stehkragen, machte er einen höchst soliden, gediegenen Eindruck, fast den eines Geistlichen. Sein Gesicht war glatt rasirt, das Haar röthlich und schlicht geschnitten. Aus den stahlblauen, kalten Augen blickte Klugheit, auch Strenge und vor Allem eiserne Energie. Dem entsprachen auch die schmalen, fest aufeinander ruhenden Lippen, das hervorspringende Kinn und die scharfgebogene Hakennase. Und doch fühlten sich viele Leute, namentlich die Kundschaft, mit welcher dieser Mann in Verbindung trat, von dem ersten Eindruck, den seine Physiognomie machte, im weiteren Verlaufe seiner Bekanntschaft theilweise getäuscht. Niemand hatte verbindlichere, liebenswürdigere Manieren als Herr Hollfeld. Niemand war ein zuverlässigerer geschäftlicher Freund und Berather; Niemand schließlich ging so, von keinerlei anderen Neigungen und Passionen eingenommen, in seinem Berufe auf wie er. Dazu noch seine Tüchtigkeit. Der alte Rosenau war um ein solches Juwel von Geschäftsführer zu beneiden. Kein Wunder, daß er Hollfeld in Allem freie Hand ließ und auch in allen seinen persönlichen Angelegenheiten ihm auf's Festeste vertraute.

„Herr Rosenau noch nicht da," erwiderte Hollfeld jetzt kurz, in der Hinterstube das leere Pult bemerkend.

„Nein, Herr Rosenau ist noch nicht da," erwiderte in devotem Tone Vegesack als der Aelteste.

So verwunderlich diese Thatsache angesichts der sonstigen Pünktlichkeit des Chefs auch war — in dem unbeweglichen Gesicht Hollfeld's war nichts davon zu lesen.

„Gehen Sie nach seinem Zimmer," wandte er sich an den Lehrling, „Herr Rosenau wird noch schlafen. Klopfen Sie; sagen Sie, ich hätte eine dringende Angelegenheit."

Der Lehrling ging.

Zwischen Zwölf und Zwei, in der Arbeitspause, hielt Herr Rosenau alltäglich sein Mittagsschläfchen, nachdem er vorher mit Schwester und Tochter ein kleines Gabelfrühstück eingenommen hatte, denn die größere Mahlzeit fand im Rosenau'schen Hause nach englischem Muster und aus Bequemlichkeitsgründen erst gegen Abend statt. Zu seinem Schläfchen zog sich Herr Rosenau regelmäßig in ein in dem Parterreraum des Wohngebäudes gelegenes, abgesondertes Zimmer zurück, das eine Art von zweitem Privatkontor war, nur daß es mit seiner behaglichen Einrichtung, der kleinen, darin aufgestellten Bibliothek und der Sammlung von Mustern aller möglichen geschliffenen Gläser und Linsen, die eine Lieblingspassion des alten Herrn bildete, mehr einen wohnlichen als geschäftlichen Eindruck machte. Außerdem stand in diesem Zimmer ein kühles, besonders jetzt im Sommer angenehmes Ledersopha, das schon allein zu einem erfrischenden Schlummerstündchen wie geschaffen war. Aus diesem Zimmer also sollte der Lehrling Herrn Rosenau in's Kontor holen.

Während die Federn der beiden Buchhalter über das Papier raschelten, war Hollfeld an das eine Fenster getreten und sah mit gleichgiltiger Miene in den Hof hinaus. Allmälig trat dabei ein Zug in sein Gesicht, der darauf schließen ließ, daß er im Stillen über gewisse Dinge nachsann, Dinge, die ihm eine angenehme Befriedigung gewähren mußten. Jetzt hörte er die Thür aufgehen, der Ausdruck in seinem Gesicht verschwand und er wandte sich um. Es war der Lehrling, der zurückkam — aber er kam allein.

„Ich hab' dreimal geklopft, ich hab' auch gerufen," sagte er, „aber Herr Rosenau hat nicht aufgemacht."

„Dann gehen Sie noch einmal," befahl Hollfeld ungeduldig, „Herr Rosenau schließt nicht die Thür zu. Oeffnen Sie und wecken Sie ihn."

Der Lehrling verschwand abermals.

Zum zweiten Mal kam er zurück — diesmal aber mit blassem, verstörtem Gesicht, schlotternder Haltung und sein Reden war nur ein Stimmeln.

„Was ist?" fuhr Hollfeld ihn an.

„Herr Hollfeld — Herr Hollfeld —" stotterte der junge Mensch.

„Nun?"

„Herr Rosenau ist todt!"

Die beiden Buchhalter ließen die Federn auf's Papier fallen.

„Sie sind verrückt!" sagte Hollfeld nach einer kleinen Pause.

Mit allen Zeichen des Entsetzens aber wiederholte der junge Mensch:

„Nein, Herr Hollfeld! Wirklich! Herr Rosenau ist todt!"

Hastig schritt Hollfeld hinaus, die drei Anderen folgten ihm. Man ging die kleine Treppe hinab, dann am Thor vorbei durch den Hof und trat in das Wohngebäude. Kein Laut ließ sich darin vernehmen. Die Bewohnerinnen, die beiden Damen, und das Dienstmädchen, schienen abwesend zu sein. In dem Korridor des Hochparterre stand eine in ein Zimmer führende Thüre auf. Der Lehrling hatte sie offen gelassen. Es war das Zimmer von Herrn Rosenau.

Voll fluthete durch das große, nach dem Hofe hinausgehende, von dem halbgeschlossenen Vorhang nur zum Theil verdeckte Fenster mit dem ringsum auf Brettern und Stellagen aufgestellten Mustersachen die Sonne herein, so daß sich den Eintretenden sofort ein deutlicher Anblick bot. Dieser Anblick war folgender: Herr Rosenau lag, das Gesicht dem Fenster zugewandt, auf seinem schwarzen Ledersopha und rührte sich nicht. Seine linke Hand ruhte auf der Brust, seine rechte hing schlaff herab. Sein Kopf lag, im Genick hoch aufgerichtet, auf einem buntwollenen Kissen. Der Ausdruck seines Gesichts war so ruhig, als ob er schlief. Aber das war nicht der Schlaf. Der Schläfer hätte jetzt erwachen müssen.

Man trat an den Reglosen heran.

Ein Ruf des Schreckens, eines neuen Schreckens, fuhr durch das Zimmer.

Vegesack war der erste, der es gesehen. Mitten auf der Stirn des Daliegenden, unmittelbar unter dem Kopfhaar, fand man jetzt ein kleines, rundes, blutiges Loch. Dazu kam noch eine zweite Entdeckung. Vor dem Sopha, etwa in der Entfernung eines Menschenarmes, stand ein großer viereckiger Tisch. Auf diesem Tische, und zwar auf der dicht das Fenster berührenden Schmalseite, hart auf der Kante lag eine Pistole. Die Pistole und die Stirnwunde — beide zusammen erzählten, daß der Todte nicht auf eine natürliche Weise gestorben war. Ein Schuß hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Seltsam war die Bewegung Hollfeld's anzusehen — nicht sowohl sein Schrecken, den auch er bei dem Anblick des Todten wie die Anderen zeigte, als vielmehr der Eindruck, den die Pistole auf ihn machte. Es war ein plötzliches Stutzen, Staunen, als fühlte er sich dabei wie vor den Dreien achtete jetzt darauf, entsetzt sahen sie auf die Leiche und die kleine Wunde auf der Stirn Hollfeld war wieder seiner Herr geworden.

„Schmiedecke" — so befahl er dem Lehrling — „soll auf der Stelle nach der Stadt, einen Arzt holen. Dann soll er zur Polizei und melden, daß hier ein Unglück geschehen ist."

Der Lehrling stob davon.

Zehn Minuten später war die Kunde in der ganzen Fabrik bekannt. Es hieß, Herr Rosenau hätte sich das Leben genommen. Die Hauptrolle spielte, da Schmiedecke sich auf der Fahrt nach der Stadt befand, der alte Scholz, der den Schuß vernommen hatte. In bestürzten Gruppen, ohne daß die Werkmeister Jemand halten konnten, stürmte Alles nach dem Leichenzimmer, denn mit der Trauer um den verlorenen gütigen Principal vereinigte sich sofort die Sorge um die Zukunft. An der Schwelle des Zimmers aber, worin die Leiche lag, stand Herr Hollfeld. „Niemand kommt hier hinein!" rief er mit strenger Miene den Leuten entgegen, „wer nicht in fünf Minuten wieder an seiner Arbeit ist, wird entlassen!" Was die Werkmeister über die Leute nicht vermochten, das vermochte Hollfeld. Jeder in der Fabrik wußte, daß der Prokurist mit seinen Drohungen keinen Spaß machte, und dumpf grollend, denn Niemand liebte ihn, kehrte die Schaar auf ihre Posten zurück. Auch Anna, die Köchin, hatte sich jetzt eingefunden; sie diente im Hause schon seit vielen Jahren und kam von einem Einkauf aus der Stadt zurück. So viel Hollfeld unter ihrem Schluchzen von ihr herausbekommen konnte, waren die Damen gleich nach dem Gabelfrühstück nach der Stadt gefahren; wohin aber dort, darüber wußte sie nichts.

Eine kurze Weile später kam geräuschvoll Schmiedecke zurück — in seiner Gesellschaft ein junger Arzt, den er in Ermangelung des nicht angetroffenen alten Hausarztes aufgestöbert hatte und der in der ganzen Stadt bekannte Polizeicommissarius Winter mit zwei Polizisten. Der junge Arzt erklärte nach einer ziemlich langwierigen Untersuchung, was nun allerdings schon Jeder wußte, daß Herr Rosenau todt war und zwar infolge eines in das Gehirn erhaltenen Schusses. Der Tod mußte augenblicklich eingetreten sein. Weniger wußte Winter, was er anzustellen hatte. Ein solcher Fall war ihm in seiner Praxis noch nicht vorgekommen.

„Wer das blos von Herrn Rosenau gedacht hätte!" waren seine ersten Worte — „so ein feiner, anständiger Herr — und sich das Leben nehmen!"

Hollfeld's Gesicht verzog sich sarkastisch.

„Daß Herr Rosenau sich nicht selbst erschossen hat, das ist wohl ziemlich klar. Hier liegt der Leichnam und dort, wenigstens zwei Meter entfernt, die Waffe. Der Herr Doktor sagt uns eben, daß der Tod augenblicklich eingetreten sei. Also kann Herr Rosenau, wofür auch die ganze Körperlage spricht, die Pistole nicht selbst auf sich gerichtet haben."

Winter kratzte sich den Kopf.

„Dann ist Herr Rosenau also erschossen worden, dann hat ihn Jemand ermordet?" fragte er muthmaßend.

„Das dürfte die Untersuchung zeigen!" sagte Hollfeld.

Winter warf sich in Positur. Er besann sich, daß er hier vor seinen Untergebenen stand. Eine Erleuchtung kam über ihn.

„Nowack," wandte er sich im Dienstton an den einen, „Sie stellen sich hier vor die Thür. Scharwenka, Sie stellen sich unten in den Hof vor das Fenster. Niemand darf das Zimmer betreten. Auch Sie nicht, Herr Hollfeld. Die Sache muß auf dem Amtsgericht gemeldet werden. Den Zimmerschlüssel nehme ich mit. Nowack — Scharwenka, es bleibt Jeder vorläufig auf seinem Posten."

Die beiden Beamten traten ihren Posten an, Winter zog den Schlüssel ab, dann verabschiedete er sich. Der junge Arzt, für den es ja nichts mehr zu thun gab, folgte ihm. Hollfeld gab ihnen bis zum Thore das Geleit.

Am Thore stand Schmiedecke, von einem Haufen Leute umdrängt, denn mit Blitzesschnelle hatte die Kunde auch schon die nahe Stadt erreicht, und gab Auskünfte. Er war jetzt die wichtigste und umworbenste Person in der schrecklichen Geschichte.

„Ich denke noch, es schießt Einer Rebhühner ...." begann er zum zwanzigsten Male.

„Schließen Sie das Thor!" schrie Hollfeld ihm zu.

Scheu stob bei seinem Dazwischentreten die Menge auseinander.

„Was haben Sie hier zu erzählen? Was wissen Sie?" herrschte Hollfeld ihn an.

Schmiedecke hatte etwas widerwillig vor ihm seine Mütze abgezogen. Natürlich wußte er so wenig etwas Positives, wie vorläufig alle Welt. Nur den Schuß hatte er gehört. „Wann fiel der Schuß?"

Genau um dreiviertel Zwei. Gleich nach dem Schuß hörte man die Uhr im Hofe schlagen. Dreiviertel Zwei! Hollfeld verfiel in Nachdenken. Nichts in seiner Miene verrieth, was dabei in ihm vorging. Nur ein einziges Mal schüttelte er fast unmerklich den Kopf.

„Das Thor bleibt geschlossen," sagte er dann — „und hüten Sie sich vor unnützem Geschwätz!"

Damit ließ er Schmiedecke stehen und begab sich nach dem Kontor.

Eine Stunde später traf die Untersuchungs-Commission ein. Sie bestand aus Amtsrichter Braunfisch, seinem Sekretär, der die Protokollmappe trug, und dem alten dicken Kreisphysikus. Amtsrichter Braunfisch, ein Mann in den Vierzigern, war als ein sehr schneidiger Herr bekannt, der seit Jahren darauf hinarbeitete, aus dem „Nest" in eine große Stadt zu kommen. Das war aber nur möglich, wenn er sich in seinem jetzigen Wirkungskreise nach Möglichkeit hervorthat. Die Meldung der muthmaßlichen Mordthat hatte ihn — das muß leider ausgesprochen werden — in einen nicht unfrohen Schrecken versetzt, den er natürlich jetzt hinter einer rein sachlichen Amtsmiene verbarg. Hollfeld — er war mit den Herren oberflächlich bekannt — empfing sie und gemeinschaftlich begab man sich sofort nach dem Schauplatze der That. Das Zimmer wurde wieder geöffnet, auf dem Tisch wurde das Protokollmaterial ausgebreitet, der alte Kreisphysikus untersuchte zunächst noch einmal die Leiche, notirte den vorläufigen Befund, dann beschäftigte sich Amtsrichter Braunfisch eingehend mit der Oertlichkeit. Gleichzeitig beorderte er nach einer kurzen Unterredung mit Hollfeld zu einigen vorläufigen Zeugenaussagen den Lehrling, die beiden Buchhalter, den Portier Schmiedecke und die Köchin herbei. Daß der Todte nicht mit eigener Hand den Schuß abgegeben hatte, diese Ueberzeugung drängte sich schon aus den rein äußerlichen Indizien mit absoluter Sicherheit von Neuem auf. Aus der Aussage des Lehrlings ging ferner hervor, daß die Thür nicht geschlossen gewesen war, also hatte sich mit Leichtigkeit Jemand zu dem Schlafenden in's Zimmer schleichen können. Dieser Annahme entsprachen auch die Körperlage und der Befund des Todten, die besagten, daß der Mord an ihm im Schlafe begangen war. Was den zweiten Zugang zu dem Zimmer betraf, das Fenster — denn da das Zimmer im Parterre lag, so konnte auch das Fenster als Zugang in Betracht kommen —, so stellte sich an den eingerosteten Riegeln und vor Allem an der Beschaffenheit der auf und vor dem Fensterbrett aufgestapelten Mustersachen heraus, daß hier ein Mensch nicht eingedrungen sein konnte. Die einzige Offnung, die das Fenster hatte — zum Zwecke der Ventilation —, bestand nur aus einer kleinen oben angebrachten Klappe, die aber höchstens eine Katze, keinen Menschen hindurch ließ. Der Thäter war also ohne die geringste Schwierigkeit durch die Thür gekommen. Es entstanden nun zwei Fragen. Entweder gehörte der Thäter zum Fabrik-, beziehentlich Hauspersonal, oder er gehörte nicht dazu und war ein Fremder. In beiden Fällen mußte er, um bis zu diesem Zimmer zu gelangen, den Korridor, die Treppe — im letzteren Falle auch noch das Hofthor — passirt haben. Niemand von den vorläufig vernommenen Zeugen hatte sich um die kritische Zeit — dreiviertel Zwei — in dem Wohnhause befunden, Niemand konnte also auch über irgend eine Persönlichkeit, die um diese Zeit im Wohnhause gewesen, eine Aussage machen. Daß aber ein Fremder um diese Zeit in den Hof gekommen wäre, war deshalb ganz von der Hand zu weisen, weil um diese Zeit das Thor geschlossen war. Wer hinein wollte, mußte die Glocke ziehen, und Schmiedecke hatte Niemandem in der fraglichen Zeit geöffnet. Das Hofthor war sehr hoch, hatte scharfe Spitzen, und auch sonst war der Hof auf keine unbefugte Weise zugänglich. Außer durch den Hof bestand aber nur eine einzige Möglichkeit, in das Wohnhaus zu gelangen. Das war durch den es umgebenden, an die Chaussee grenzenden Garten. Der Garten war ebenfalls von einem hohen, spitzen Gitter umgeben, das ein Ueberklettern kaum möglich machte. Der Zutritt durch die in dem Gitter angebrachte Thür war aber, da das Schloß derselben auf einem geheimen Mechanismus beruhte, nur für Eingeweihte und Bekannte. Nur ein solcher hätte sich also durch den Garten Eingang verschaffen können. Auch diese Dinge nahm Amtsrichter Braunfisch, nachdem er sich durch den Augenschein davon überzeugt hatte, zu Protokoll. Hierauf wandte er seine Aufmerksamkeit der Waffe zu. Es war eine altpreußische Reiterpistole — das Modell, wie es noch im siebziger Kriege gebraucht worden war. Ein schweres Ding mit einem riesigen Kaliber. Das Innere des Laufes zeigte noch den frischen Pulverschleim, das Zeichen des abgegebenen Schusses. Merkwürdig, auffallend daran war der noch gespannte Hahn. Der Thäter mußte ihn, nachdem er den Schuß abgefeuert hatte, zum zweitenmal gespannt haben, obwohl, da die Waffe nur für die eine Kugel eingerichtet war, kein vernünftiger Grund dazu vorliegen konnte. Aber der Mörder war vielleicht in Aufregung gewesen — er wußte nicht mehr, was er that. Die Waffe lag derart auf dem Tisch, daß nur das Rohr mit dem unteren, kantigen Ansatz die Tischplatte berührte, während Kolben und Abzug über die Kante hinweg, der Fensterseite zu, hinausragten. Der kantige Ansatz gab ihr eine gerade horizontale Lage, so daß der Kolben genau senkrecht zu Boden zeigte. Theils oben auf der Tischkante, theils unten auf dem Teppich waren noch die zersplitterten verbrannten Reste des Zündhütchens zu sehen — von dieser Stelle aus also hatte der Thäter vermuthlich den Schuß abgegeben und dann die Waffe mit Ruhe, nachdem die Aufregung, in der er sie zum zweitenmale gespannt, vorüber war, hier niedergelegt. Amtsrichter Braunfisch ließ sich Papier bringen, wickelte die Waffe eigenhändig ein und verklebte das Packet mit den amtlichen Siegeln. Es galt noch festzustellen, ob außer dem Mord auch Raub vorlag. Der Geldschrank, der im Zimmer stand, war unversehrt. Auch das sonstige geordnete Aussehen desselben, sowie das volle Portemonnaie und die noch mit einigen Hundertmarkscheinen versehene Brieftasche, die sich scheinbar unangetastet bei der Leiche fanden, sprachen gegen die Annahme eines Raubes. Außer Portemonnaie und Brieftasche wurde in den Taschen des Todten an sonstigen zu beachtenden Gegenständen noch ein Bund Schlüssel gefunden. Amtsrichter Braunfisch legte diesen Fund auf den Tisch.

„Kennt Jemand von den Anwesenden die Schlüssel?" fragte er. — Herr Hollfeld? Sind Sie damit nicht bekannt?"

Hollfeld trat an den Tisch.

„Zum Theil," erwiderte er.

Ob er den oder die Schlüssel zum Geldschrank darunter kenne, fragte Amtsrichter Braunfisch weiter. Allerdings — diese kannte Hollfeld. Er bezeichnete als solche einen größeren und kleineren und auf Wunsch des Beamten öffnete er damit das ziemlich komplizirte Schloß des Schrankes. Der Schrank enthielt nur einige Geschäftsbücher, im Uebrigen war er leer. Aus den Aussagen des Kontorpersonals und Hollfelds selbst ging hervor, daß außer am Lohntage baares Geld nur wenig im Geschäft einlief, da der Zahlungsverkehr der Firma fast ausschließlich über Reichsbank-Girokonto ging. Was an baarem Gelde einlief, wurde von Vegesack in einer Kassette im Kontor verwahrt, nur ausnahmsweise bei größeren Baarsummen diente der Geldschrank dazu, die dann Herr Rosenau selbst darin abzuschließen pflegte.

„Also!! — Ist heute oder in den letzten Tagen eine solche Baarsumme eingelaufen, und hat Herr Rosenau diese in dem Geldschrank vielleicht weggeschlossen?"

Noch bevor der Amtsrichter mit seiner Frage fertig war, gab Vegesack mit seiner Miene kund, daß er hierzu etwas Positives zu sagen wußte.

„Nun, Herr Vegesack —"

Was Vegesack bekundete, war Folgendes: Am Vormittag war von einem Kunden aus einem kleinen Orte, der keine Reichsbankstelle hatte, ein Geldbrief eingegangen, der zwölfhundert Mark enthielt und zwar in zwölf neuen Hundertmarkscheinen. Dieses Geld hatte, des hohen Betrages wegen, Herr Rosenau an sich genommen, mit der ausdrücklichen Bemerkung, es in den Geldschrank zu schließen. Morgen Früh, wenn der Kassenbote wieder nach der Stadt hinging, sollte es auf die Bank gebracht werden. Vegesack meinte, er hätte sich eigentlich gleich wundern sollen, als er das Geld nicht im Schrank sah — nur war es ihm nicht eben sofort eingefallen. Auch der zweite Buchhalter und der Lehrling bestätigten diese Aussage.

„Herr Hollfeld," fragte Amtsrichter Braunfisch, „ist auch Ihnen etwas von diesem Gelde bekannt?"

Hollfeld bejahte. Als Prokurist war er natürlich in alle Geschäftsvorgänge eingeweiht. Wo also war dies Geld hingekommen? Auch die Nachforschungen, die Amtsrichter Braunfisch sofort mit Hülfe der Schlüssel und, von den anwesenden Zeugen unterstützt, an den übrigen Aufbewahrungsorten des Zimmers, sowie im oberen Stock in der Privatwohnung vornahm, gaben darüber keine Aufklärung. Die Wahrscheinlichkeit, daß der Mord ein Raubmord sei, rückte also wieder sehr nahe. Der Thäter hatte erst sein Opfer niedergeschossen und sich dann der Schlüssel bemächtigt. Wenn aber Raub vorlag, warum hatte er dann das Portemonnaie und die Brieftasche seines Opfers geschont, zumal es für ihn, da er schon ohnehin wegen der Schlüssel in die Taschen seines Opfers greifen mußte, „ein Aufwaschen" damit war? Vorläufig blieb diese Frage ein Räthsel — oder der Thäter hatte die bestimmte Absicht dabei, von vornherein dem Verdacht, daß Raub vorlag und dadurch die Spur auf sich zu lenken, die Spitze abzubrechen und, um in den Besitz der Hauptbeute zu gelangen, auf die kleinere verzichtet. Damit stimmte dann auch der Umstand, daß er die Schlüssel dem Todten wieder in die Tasche gesteckt hatte. Der Thäter mußte in diesem Falle also ein verschmitzter, ja kluger Mensch sein — nur nicht klug genug. Ferner mußte er dem Hause Rosenau sehr nahe stehen; dies ging daraus hervor, daß er mit dem komplizirten Schloß des Schrankes Bescheid gewußt hatte, weshalb auch anzunehmen war, daß er von dem Vorhandensein der zwölfhundert Mark unterrichtet gewesen. Jedenfalls war dies, so dunkel auch noch die Sache schien, für die Untersuchung ein wichtiger Anhaltspunkt.

Amtsrichter Braunfisch diktirte seinem Secretär das Protokoll. Gern hätte er heute auch noch die beiden Damen des Hauses vernommen, aber sie waren noch immer nicht zurückgekehrt. Das Zimmer wurde geschlossen, die Thür mit Siegeln verklebt, — die Leiche unverändert in ihrer Stellung gelassen. Dann stiegen die Herren in die vor dem Thor haltende Droschke und fuhren zurück nach der Stadt.

(Fortsetzung folgt.)

Dynamit.

Von Erwin M. Rosener.

In America giebt es im Ganzen acht große Dynamitfabriken; drei davon befinden sich am Stillen Ocean, eine in Missouri, eine in Michigan und drei in New Jersey. Ungefähr tausend Personen sind insgesammt in diesen Fabriken beschäftigt, in denen jährlich ca. 25,000 Tonnen per Eisenbahn oder per Schiff verladen werden.

Den Grundstoff für das Dynamit bildet das Nitro-Glycerin, welches im Allgemeinen in derselben Fabrik wie das Dynamit hergestellt wird. Das Nitro-Glycerin wird durch Vermischen von zwei Theilen concentrirter Schwefelsäure mit einem Theil concentrirter Salpetersäure erzeugt. Nachdem diese Mischung der Flüssigkeit in gründlicher Weise bewirkt ist, wird sie in einen Kessel durch ein System von Kühlröhren auf eine niedere Temperatur gebracht. Mit Hülfe eines mechanischen Mischwerkes oder auch durch Hindurchblasen von Luft wird die Flüssigkeit auch jetzt noch fortwährend in Bewegung erhalten, und gleichzeitig langsam concentrirtes Glycerin zugesetzt. Die Temperatur der Mischung darf 24 Grad Celsius nicht überschreiten; bei größere Wärme würden sich gelbe Dämpfe entwickeln und die ganze Flüssigkeit würde sich zersetzen. Eine Temperatur von 145 Grad würde eine gewaltige Explosion hervorrufen. Nachdem das Glycerin der Mischung zugesetzt und das Ganze genügend vermischt ist, wird die Flüssigkeit in einen anderen Kessel geleitet und dort so lange belassen, bis sie sich gesetzt hat. Das mit Salpetersäure völlig gesättigte Glycerin sammelt sich hierbei an der Oberfläche an. Es ist das Nitro-Glycerin; dieses wird abgezogen und darauf in einem Rührapparat gründlich gewaschen, um jede Spur von Schwefelsäure zu entfernen. Durch einen chemischen Proceß werden die gebrauchten Säuren wieder concentrirt und können daher immer wieder benutzt werden.

Um das Nitroglycerin in eine handlichere Form zu bringen, wird es durch Vermischen mit salpetersaurem Natron oder salpetersaurem Kali und einem Zusatz von Kohle oder einem anderen Brennstoff in Dynamit verwandelt. Holzstoff, der Nitroglycerin in hohem Maße aufnimmt, gilt für diesen Zweck als sehr geeignet.

Auf die Wahl des Absorptionsmittels ist eine große Sorgfalt zu verwenden, da die Absorption eine vollkommene sein muß; das Absorptionsmittel darf das Nitroglycerin nicht wieder frei geben. Dynamit, der sich wieder verflüssigt, könnte sehr verhängnißvolle Folgen haben.

Der Procentgehalt an Nitroglycerin im Dynamit variirt zwischen 20 und 75. Natürlich ist die Explosionskraft des Dynamit um so höher, je höher der Nitroglyceringehalt ist. Gewöhnlich beträgt er 40 Procent. Dynamit von höherem Gehalt wird in Minen angewendet und variirt in der Intensität, je nach der Härte des betreffenden Gesteins und nach der Stärke des abzusprengenden Quaders. Bei Tunnelbauten wird dagegen meist Dynamit von 40 Procent Nitroglyceringehalt verwendet.

Wenn der feine Holzstoff und die anderen Ingredienzen präparirt sind, wird Alles in ein Gefäß geschüttet, das Nitroglycerin dazu gegossen und die Masse langsam, aber gründlich durch ein mechanisches Mischwerk verrührt. Bei dieser Arbeit muß sehr große Vorsicht beobachtet werden. In keinem einzigen der vielen Fabrikräume wird Eisen oder Stahl verwendet. Die Mischschaufeln und alle anderen in Betracht kommenden Werkzeuge bestehen aus Blei, so daß also das Entstehen von Funken oder heftige Stoßwirkungen völlig ausgeschlossen sind. Wenn der Mischproceß beendet ist, ist auch das Dynamit fertig; es wird dann in doppeltes Manilapapier eingewickelt und in Patronenform gebracht.

Jede einzelne Operation wird in einer besonderen Räumlichkeit, unter Verwendung einer möglichst geringen Arbeiterzahl ausgeführt. Jeder Mann hat seine eigene Function und keiner darf die Function eines anderen übernehmen. Alle Leute müssen eine Art Unterrichtscursus durchmachen, zu dem indessen nur die intelligentesten zugelassen werden. Das kleinste Versehen, irgend eine Sorglosigkeit oder ein Mangel an Verständniß für die ihm übertragene Function giebt Veranlassung, den Arbeiter sofort zu entlassen.

Das in Patronen verpackte Dynamit ist verkaufsfertig. Es wird in Kästen zu je 50 Pfund gefüllt und gelangt nach dem sowohl der Fabrik wie allen menschlichen Wohnungen fern liegenden Magazin.

Die Dynamitpatronen sind 100 bis 200 Millimeter lang und haben 18 bis 50 Millimeter Durchmesser. Die Normalmaße sind 200 bei 30 Millimeter, bei 40 Procent Nitroglyceringehalt.

Explosionen sind während des Transports oder der Verladung überhaupt noch nicht vorgekommen, wie versichert wird, höchstens dann, wenn die Zündhütchen mit dem Dynamit zugleich versandt werden. Die Fabriken verschicken nämlich nie die Patronen und die Zündhütchen zusammen; es wird immer vorgezogen, den Transport beider Fabrikate getrennt zu bewirken, damit nie beide Stoffe zusammenkommen können.

Es ist schon viel über die Gefahr geschrieben worden, die der Transport von Dynamit durch die Straßen einer Stadt mit sich bringt, aber diese Besorgniß ist unbegründet. In dem New Yorker Bureau einer der bedeutendsten Dynamitfabriken ist eine Photographie von einem am 3. Juli 1897 verunglückten Dynamit-Transportwagen ausgestellt. In diesem Wagen waren 10,000 Pfund Dynamit enthalten. Der Wagen wurde umgeworfen, die Dynamitkisten blosgelegt, aber eine Explosion erfolgte nicht.

Der Grund, weshalb Dynamit ohne besondere Gefahr hantirt werden kann, liegt darin, daß das Absorptionsmittel, welches das Nitroglycerin aufnimmt, sehr elastisch ist. Als Absorptionsmittel wurde früher, d. h. bei Entdeckung des Nitroglycerins, Kieselguhr verwendet, mit der Absicht, das Nitroglycerin besser transportiren zu können. Da sich indessen bald herausstellte, daß diese Erde nicht elastisch genug war, machte man Versuche mit anderen Absorptionsmitteln und entschloß sich schließlich für die Verwendung von Holzstoff.

Die meisten Unglücksfälle mit Dynamit ereignen sich, wenn die Arbeiter sich nicht genügend Zeit nehmen, gefrorenes Dynamit wieder aufzuthauen. Wenn man nun berücksichtigt, daß das Dynamit sich bei 170 Grad Celsius von selbst entzündet, so kann man sich auch nicht wundern, daß es explodirt, wenn Leute es zum Zwecke des Aufthauens vor ein offenes Feuer oder in einen Ofen legen. Will man Dynamit in sachgemäßer Weise aufthauen, so muß man es in einen Raum von ca. 21 Grad Celsius bringen.

Dynamit brennt, offen angezündet, wie ein Licht, nur viel intensiver, aber ohne Gefahr; es kommt dies daher, daß der Stoff vom Feuer so schnell verzehrt wird, daß die dabei erzeugte Wärme nicht Zeit genug findet, sich den noch nicht entzündeten darunter befindlichen Theilen mitzutheilen.

Ueberstreng.

„Warum ist denn der Herr Kohlhapperl aus 'm Vegetarianerverein ausgeschlossen worden?"

„Warum?! Weil sich der Mensch letzthin zweimal hintereinander ganz ungenirt in die Zunge gebissen hat!"

Es wird vielfach befürwortet, die Kohlen durch Erdöl zu ersetzen. Wir sind wirklich neugierig darauf, ob es den Leuten mehr Spaß machen wird, sich statt von den Kohlenbaronen von dem Oelbaron das Fell über die Ohren ziehen zu lassen.